



„Ich habe eine in Flammen gesehen, die saß noch an ihrer Maschine“. Als das Feuer in der Tazreen-Fabrik ausbrach und der Alarm schon schrillte, schlossen die Chefs die Türen ab und zwangen die Frauen, weiterzuarbeiten.

FOTOS: GMB AKASH

VON KARIN STEINBERGER

Am schlimmsten sind die Hosen, oben am Bund, dort, wo der Stoff sechsfach übereinanderliegt. Wer am Hosenbund überschüssigen Stoff abschneiden muss, 50, 100, 150 Mal in der Stunde, vierzehn Stunden am Tag, der spürt seine Finger in der Nacht nicht mehr. Die Blasen achen nicht. Wenn er Glück hat, spürt er nicht mal mehr den Hunger.

„Doch, der Hunger bleibt“, sagt Kalpona Akter. Sie spricht ein Amerikanisch, als käme sie gerade vom Rodeo um die Ecke. Dann geht die Tür zu ihrem kleinen, abgedunkelten Büro auf, ein Mann kommt rein, holt einen Computer, geht wieder raus, wortlos. „Das ist mein Bruder“, sagt sie. „Der hat mit zehneinhalb Jahren angefangen, in einer Textilfabrik zu arbeiten.“

Kalpona Akter war zwölf, als man ihr eine riesige Schere in die Hand drückte und sie in eine Halle voller Staub und Lärm stellte. Sie hatte davor noch nie so einen Krach gehört, und sie hatte noch nie eine Schere berührt, es fühlte sich wie ein toter Fisch, am Anfang. Später fühlte es sich an wie glühendes Eisen. Sie bettelte darum, etwas anderes machen zu dürfen, Hosen nummerieren, Nähte nähen, irgendwas, nur nicht mehr sechslagige Stoffe schneiden. „Du machst das, oder du gehst“, sagten die Männer. Sie weinte sich durch ihren ersten Arbeitstag. In der Nacht waren die Hände Schmerz. Sie bekam Fieber. Am nächsten Tag ging es weiter. „Blood trousers“, sagt Kalpona Akter. Sie zupft ihren Salwar Kamiz zurecht, das schöne Gewand. Hier trägt keine Frau das Zeug, das sie in den 4500 Textilfabriken des Landes herstellern: T-Shirts, Shorts, Hoodies, durchlöchernte, stonewashed Jeans. Selbst wenn sie es kaufen dürfen, würden sie es nicht tragen. Aber sie dürfen ja nicht.

Es geht nicht mehr nur um die, die die Hosen nähen, sondern auch um die, die sie anziehen

Den Slang hat Kalpona Akter aus den USA mitgebracht, was in den vergangenen Jahren so oft war, dass sie sich nicht mehr sagen kann, wie oft. Sie hat sich hochgearbeitet, vom Mädchen mit der Schere zur Direktorin des Bangladesh Center for Worker Solidarity (BCWS). Es geht ja längst nicht mehr nur um die, die die Hosen nähen, sondern immer mehr auch um die, die sie anziehen. Es geht um die Macht der Käufer und was sie tun können, damit keine Menschen mehr verbrannt, während sie Hosen und Jacken nähen für Europa. Damit das gleich klar ist: „Ihr müsst weiter Made in Bangladesh kaufen. Wenn ihr nichts mehr kauft, ist das keine Lösung unserer Probleme.“ Wenn ihr nichts kauft, dann werden hier vier Millionen Menschen arbeitslos, meist Frauen. Also kauft, aber kauft mit Gewissen, stellt Fragen.“

Sie saß damals immer in der Mittagspause auf dem Dach der Fabrik und sah ihre Freunde in der Schule spielen. „Das war das Schlimmste, dass ich sie nicht mehr kenne“, sagt sie, „denk noch mal nach.“ „Nein, ich habe einfach alles vergessen.“ Sie ist jetzt keine Arbeiterin mehr, sondern eine Arbeiterführerin. Das ist weniger frustrierend, aber weniger gefährlich ganz sicher nicht.

Stimmt es, dass das Telefon abgehört wird? „Ja ja, ich skyype viel.“

Wie war es im Gefängnis? „Das war 2010, als Tausende für einen Mindestlohn demonstrierten. Ich wurde 18 Stunden am Stück verhört, mein Kollege brutal geschlagen, er hatte den Mitgefangenen schon die Telefonnummer seiner Eltern gegeben, falls er stirbt. Er hat jetzt noch Probleme.“

Was ist mit ihrem Kollegen Aminul Islam passiert? „Aminul ist am 4. April verschwunden. Ein paar Tage später wurde seine Leiche gefunden. Jemand hat ihn getötet und 100 Kilometer weiter nördlich am Straßenrand weggeworfen. Seine Knochen und seine Zehen waren zertrümmert.“

Haben Sie Angst? „Wir haben alle Angst. Aber wir haben keine Wahl.“

Es ist jetzt still in dem kleinen Büro, in dem die Vorhänge immer zugezogen sind. Der Stuhl, auf dem Kalpona Akter sitzt, knarzt ein bisschen. Dann sagt sie in diesem amerikanischen Singsang: „Stell dir vor, bis heute würde keiner verhaftet für den Mord an Aminul. Und der Besitzer der Tazreen-Fabrik, der 112-fache Mörder, läuft auch noch frei herum.“ Aber wenn sie mit ihrer Mutter über die Kartoffeln zum Abendessen spricht am Telefon, hört jemand mit. Weil sie für einen höheren Mindestlohn kämpft? Weil sie den Näherinnen sagt, dass sie Mitglied in einer Gewerkschaft sein dürfen? „Ja, genau, deswegen. Wir haben 300 Parlamentarier, von ihnen besitzen um die 30 direkt Fabriken, und noch viel mehr indirekt, über ihre Söhne oder Verwandte. Die Politiker in diesem Land waren noch nie interessiert daran, die Situation der Arbeiter zu verbessern.“

Sagt sie, lehnt sich zurück, der Stuhl knarzt heftig, ihrer Wut entsprechend. Sie war ja auch so dumm und naiv am Anfang. 240 Taka hat sie bekommen, als sie 1988 in der Fabrik begann, plus ein paar Taka für die Überstunden – insgesamt drei Euro im Monat, für dreizehn bis fünfzehn Stunden Arbeit jeden Tag, sieben Tage die Woche. Oft haben sie ihr nicht mal das bezahlt. Drei Euro, es klingt wie ein schlechter Witz. „Die haben uns immer nur betrogen“, sagt Kalpona Akter.

Es gab schon damals Gesetze, dass sie für Überstunden doppelt so viel bezahlen muss wie für die normale Arbeitszeit. Aber das wusste keiner. „Bis 1994 hatte ich keine Ahnung, dass es Gesetze gibt, dass ich nicht geschlagen werden darf, dass ich Anspruch auf den Lohn habe, dass ich protestieren kann, dass ich Mitglied in einer Gewerkschaft sein darf. Ich wusste nicht mal, dass es Gewerkschaften gibt. Ich würde sagen, es ist ein bisschen wie heute.“

Ihr Handy klingelt, sie schaut, es ist die Schwester, sie drückt den Anruf weg, später, erst muss sie erklären, was sie alles ertritten haben in den vergangenen Jahren. Klar, es gibt immer noch sehr viel Schlechtes in der Textilbranche, die Bezahlung, das ist das Schlimmste, die ist immer noch ein Witz. Seit den großen Demonstrationen 2010 haben sie einen Mindestlohn von 3000 Taka im Monat, 28 Euro, gefordert hatten sie 5000 Taka. Selbst das würde heute keinem mehr reichen, um zu überleben. Aber Kinderarbeit gibt es viel seltener. In der Fabrik, in der Kalpona Akter damals ar-

beitete, waren bestimmt 40 Prozent der Arbeiter Kinder wie sie, der Jüngste war sieben, den hat sie morgens immer in eine Kiste gesteckt, damit er ein bisschen weiter-schlafen konnte, er war so müde, so klein.

Einen Siebenjährigen findet man heute selbst in den winzigen Zimmern der Fabriken in Dhakas Altstadt nur noch manchmal. In Unternehmen, die für internationale Firmen produzieren – undenkbar. Einen Lohnausfall über Monate hinweg, selten. Es gibt jetzt einen Festivalbonus, und manche eine Fabrik gibt einen oder zwei Tage im Monat frei. Es gibt mittlerweile sogar Fabriken, die das Wort Mutterschaftsurlaub kennen. Alles früher undenkbar.

Andererseits: Wer offen einer Gewerkschaft angehört, wird immer noch geschlagen, ins Gefängnis geworfen, verliert seine Job. Viele müssen untertauchen, es ist lebensgefährlich. Und das Feuer draußen in Ashulia, in dem vor drei Monaten 112 Menschen in einer Textilfabrik starben, daran kann man auch sehen, wie hier mit den Leuten umgegangen wird.

Das Feuer war das eine. Was danach passiert ist, oder eben nicht, ist das andere.



Die Mutter war so stolz auf die Hosen, die sie nähte: Nilufar Begums Eltern, ihr Bruder und ihre Schwägerin verbrannten in der Textilfabrik in Ashulia.

„Fahren Sie raus, fragen Sie“, sagt Kalpona Akter. Also fährt man raus, am frühen Morgen, eingeklemmt zwischen Bussen voller Arbeiterinnen, die hier schon vor der Arbeitszeit stundenlang im Stau stehen. 24 Kilometer sind es von Dhaka nach Ashulia, das kann zwei, drei Stunden dauern, morgens, abends, unbezahlbar.

Es ist ein guter Tag, nur eine Stunde Fahrt, vorbei an Ziegeleien, an Reisfeldern, dann ragen immer mehr Fabriken in der Distanz, Kolosse zwischen Stümpfen und Wellblechhütten, an einem der wenigen Flecken dieses Landes, der nicht überflutet wird, wenn der Monsun kommt.

Der Vater steht da wie hingenagelt, er bewegt sich nicht, er spricht nicht. Vor ihm die Fabrik, neun Stockwerke hoch, in der seine Tochter an diesem 24. November 2012 gearbeitet hat, da oben im fünften Stock. Der Vater trägt ein Hemd, das in Deutschland nur magerstüchtige Mädchen tragen könnten: zu groß.

Die Frauen zeren an dem Vater herum, sprich, erzähl es, sag, dass sie gestorben ist und dass du nichts bekommen hast. Aber der Vater schweigt. Es ist die Mutter, die redet, über den Tag, an dem die Tochter bei Tazreen Fashion Ltd. anfang, es war der 15. November 2012, ein glücklicher Tag.

Am 24. November 2012 brannte das Kind, es war gerade 18 Jahre alt. Überall haben die Eltern geschaut, in den Krankenhäusern, später in der Schule, in der die Leichensacke nebeneinander aufgereiht waren. Jeden Sack hat die Mutter aufgemacht, dann wieder zu, der Gestank, die Gesichter, die sie anstarrten aus weißem Plastik, manche völlig intakt, andere unerkennbar, schwarze, verschmurgelte Menschenreste. Und jedes Mal die Angst: Da drinnen wird sie liegen. Lag sie aber nicht.

Irgendwann hat die Mutter alle beneidet, die einen Sack nach Hause nehmen konnten. Sie haben bis heute nichts, was sie begraben können. Es wurden DNA-Überstimmungen in der Asche gefunden, man hat Geld versprochen, die Summe für ein Leben, 600 000 Taka, 5700 Euro. Passiert ist seitdem – nichts.

damit vielen das Leben gerettet. Seitdem sucht er einen neuen Job, er hat Schulden, keine Wohnung mehr, er hat sich bei 35 Fabriken beworben, keine nimmt ihn. „Keiner, der bei Tazreen war, bekommt einen Job“, schreibt eine Frau. Warum nicht? „Sie sagen, wir sind faul. Wir wir bessere Arbeitsbedingungen hatten als andere.“

Ein paar Cent mehr Lohn und 70 Hosen in der Stunde statt 100. Das ist hier gut. Was wurde ihnen nicht alles versprochen gleich nach dem Feuer, als Journalisten aus der ganzen Welt ihre Hütten filmten und von Verantwortung sprachen und „sauberen“ Kleidern: Ihr bekommt den Lohn für die letzten zwei Monate nachträglich, ihr bekommt neue Jobs, euch werden die medizinischen Kosten erstattet, für die Taten werdet ihr entschädigt. Und?

Nilufar Begum sitzt in ihrem Haus, direkt vor der Terrasse ragt die verkokelte Fabrik in den Himmel. Sie hat das Foto ihrer Eltern in der Hand und das von ihrem Bruder und seiner Frau. Alle vier sind tot. Die Mutter war so stolz auf die Arbeit, einmal hat sie im Fernsehen jemanden gesehen, der ihre Hosen trug. Made in Bangladesh, ein Ausländer, Mamas Hosen. Die Familie hat Geld bekommen, das schon, aber nur einen Teil dessen, was ihr zusteht. Wo der Rest ist, weiß keiner. Nilufar Begum sagt: „Sie behaupten, wir haben das ganze Geld, schreib auf, dass wir es nicht haben.“

Drei zwei kleinen Brüder wohnen jetzt bei ihr, das Geld, das die Söhne als Kompensation für den Tod der Eltern bekommen haben, wurde auf ein Konto im Heimatdorf der Eltern gelegt, gespart für sechs Jahre. „Aber ich muss sie doch jetzt ernähren“, sagt Nilufar Begum, ihr Sohn raucht ins Zimmer, hebt die Matratze hoch, holt sich den Zehn-Taka-Schein, der drunter liegt. Sie weint lautlos. In dem Bett schlafen jetzt sie, ihr Mann, ihr Sohn, ihre Brüder. Sie könne sich die Zinsen holen und die Brüder davon ernähren, hat man ihr gesagt, aber das Dorf und das Konto sind acht Stunden entfernt, die Fahrt kostet 2000 Taka.

Warum hat sie kein Konto hier? Weil es ein hoher Beamter so beschlossen hat. Wer hat gesagt, dass sie nicht an das Geld darf? Der hohe Beamte. Warum beschwert sie sich nicht? Weil sie Angst hat, dass er ihnen dann alles nimmt. Auch das Konto.

Draußen stehen die Frauen ein Mädchen mit einer Narbe im Gesicht nach vorne, sag, es, dass du Schulden hast, weil die Wunde genäht werden musste. Sie wollte am 24. November nach Hause um 17 Uhr, nach der Schicht, aber sie ließen sie nicht gehen. Wenn eine Lieferung fertig werden muss, werden sie zu Überstunden gezwungen. Deadline heißt das hier, sie nähren wie die Getriebenen, Sklavinnen von Moden und Trends, an ihren Tischen liegen riesige Haufen, mal fliederfarben, mal ätzend neongrün. Die Käufer, das sind für diese Frauen hier flatterhafte Wesen, mal müssen die Hosenbienen schlackern, dann wieder eng sein wie Gummischläuche. Über Nacht ändern sie ihren Geschmack. Die Hosen, an denen sie arbeitete in dieser Nacht im November, waren blau. Sie prüfte die Taschen, 140 Stück die Stunde. „Ich kann die Hosen nicht zeigen, ich habe sie nicht.“ Niemand hier trägt exportqualitäts. Wer ein Teil mitnimmt, wird gefeuert.

Manchmal sehen sie Schilder, die sie einnähen. Auf denen steht: 40 Euro.

Dann zeigt man ein T-Shirt, H&M. Ein Blick nur. „Von denen mache ich dir 300 in der Stunde“, sagt das Mädchen, nimmt das T-Shirt in die Hand, zieht daran, schaut die Nähte an, die Schrift vorne drauf: Rhode Island Team – squad of seventy eight. Was sie dafür zahlen würde? Die Frauen schauen sich an, kiekern: 50 Taka – 47 Cent.

Bei H&M kostet es 9,95 Euro, mehr als 1000 Taka. Wer das Geld bekommt? „Na wir nicht“, schreibt eine Frau. „Der Fabrikbesitzer bekommt es“, sagt der junge Mann. „Am meisten davon bekommen die internationalen Brands“, sagt Akter.

Ein Prozent sind Lohnkosten, den Rest teilen sich die anderen auf. Sie haben keinen Grund, etwas zu ändern, das Geschäft läuft, die Einnahmen sprudeln. Sie sind die Bewahrer des Status quo: die mächtige Bangladesh Garment Manufacturers & Exporters Association (BGMEA), die Politik, die internationalen Brands, die immer alles auf die kleinen Subunternehmer schieben, die man nicht kontrollieren könne.

Und in der Automobilbranche weiß man bei jeder Schraube, wo sie produziert wird. Warum nicht bei den Kleidern?

Sie nähten gerade Jacken für C&A und neckische Unterwäsche für Sears, als das Feuer ausbrach

Akter meint: „Sagt, ich kaufe von euch, aber ihr müsst verhalten nach allem beweisen, dass ihr mehr bezahlt und dass die Arbeiter in einer sicheren Umgebung sind.“

Als Kalpona Akter vor der brennenden Fabrik stand, als ihr Gesicht glühte von der Hitze, war sie fassungslos. Seit Ewigkeiten kämpfen sie für ein Brandschutzabkommen, dem bis jetzt nur der US-Konzern PVH mit den Marken Calvin Klein und Tommy Hilfiker und Tchibo beigetreten sind. Wie oft haben sie andere Unternehmen bekümmert, das Abkommen erst wirksam wird, wenn sich mindestens vier weitere internationale Unternehmen daran beteiligen. 112 Menschen sind tot, die unter anderem Jacken für C&A nähten, Shorts für Walmark und True Colors, Jacken für Sears. Letzten Montag forderten Tausende in Deutschland, C&A solle endlich Verantwortung übernehmen und mit den Gewerkschaften vor Ort sprechen.

„Wer hat dir 112 gesagt? Hunderte sind gestorben. Meine Enkelin und ihr Ehepartner sind tot. Kalpona Akter, Stuhl 112.“ Die Alte drängt sich nach vorne. „Ich müsste zusehen, wie meine Enkelin verbrannt ist, schau die Löcher an, die sie in die Gitter gerissen haben mit ihren Fingern. Sie haben versucht herauszukommen, aber sie waren eingesperrt wie Vieh.“

„Kalpona Akter, die mit zwölf Jahren arbeitslos, Kleider für die Welt zu nähen, lächelt. Arbeiter müssen Druck von unten machen und Käufer von oben.“ Wir müssen zusammenarbeiten, dann schaffen wir das.“